

Roger Schawinski · Wer bin ich?

Roger Schawinski

Wer bin ich?

Autobiografie



KEIN & ABER

Ebenfalls von Roger Schawinski: *Die TV-Falle*

Bildnachweise

1, 2 privat; 3 kein Nachweis; 4-10 privat; 11, 12 © SRF; 13 © Ruedi Staub, Zürich; 14 kein Nachweis; 15 © RDB/SI/Reto H. gin; 16 privat; 17 Ausschnitt eines Bildes © Theo Dencker, Hamburg; 18 privat; 19 © RDB/Sobli/Boris Nizon; 20 privat; 21 © RDB/Blick, 22 Keystone; 23 privat; 24 © RDB/SI/Felix Aeberli; 25 © RDB; 26-29 privat; 30 © Tele 24; 31 © RDB/Eric Bachmann; 32 © RDB/Frederic Meyer; 33 © RDB/Blick/Dominik Baumann; 34 © Getty Images/Sean Gallup; 35 © RDB/SI/Marcel Noecker; 36-45 privat; 46 © Keystone; 47 © RDB/Beatrice Lang; 48 kein Nachweis; 49, 50 privat; 51 kein Nachweis; 52 privat; 53 © Julia Brüttsch, 54 © SRF/Oscar Alessio; 55 © tilllate.com/Rhea Nellen

Trotz intensiver Bemühungen konnten in einzelnen Fällen die Rechteinhaber nicht ermittelt werden. Sie werden gebeten, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2014 by Kein & Aber AG Zürich – Berlin
Coverbild: Alberto Venzago
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-0369-5693-0
Auch als eBook erhältlich

www.keinundaber.ch

»Es geht mir in jeder Hinsicht immer
besser und besser.«

*Leitspruch meines Vaters nach Émile Coué,
dem Begründer der bewussten Autosuggestion*

INHALT

<i>Einleitende Worte</i>	9
Meine Familie	12
Faszination Israel	26
Wichtige Mentoren	38
Amerika!	47
Werte meiner Jugend	59
Respekt vor Geld	71
Priscilla	80
Dr. Roger Schawinski	94
Rundschau	107
Kassensturz	116
TAT	132
Radio 24 – <i>Radio 24 è di nuovo in pista!</i>	151
Fußball, eine Leidenschaft	162
Radio 24 – <i>Ich blibe immer Pirat, solange es Härz i mier schlat.</i>	172
Die Liebe siegt	188
Musik, ein neues Lebensgefühl	202
Hollywood ruft!	218
Vom eigenen Fernsehen zurück zum Radio	236
Wer sind Sie?	262
Gegenspieler	272
<i>When money changes hands</i>	287
Claire	301
Auf den Spuren der eigenen Geschichte	316
Weitere Gegenspieler	323
Gabriella	338
Sat. 1	360
Und nun?	380
Die Sicht von außen	389
<i>Chronologie meines Lebens</i>	405
<i>Personenverzeichnis</i>	412

EINLEITENDE WORTE

Immer wieder wird mir eine Frage gestellt, auf die ich keine Antwort habe und über die ich mich je länger je mehr wundere. »Was ist Ihr nächstes Projekt?« Knapp vor meinem 70. Geburtstag wird also weiterhin erwartet, dass ich mit neuen, überraschenden Projekten auftreten werde. Mein Image als Medienpionier hat sich in der Schweizer Öffentlichkeit offenbar so stark verfestigt, dass man mich auch heute noch darauf festlegen will.

Dabei hatte ich noch nie einen konkreten Plan. Strategisches Vorgehen ist mir fremd. Es waren eher Eingebungen, Gedankenblitze, die mich vorantrieben. Plötzlich war eine Idee da, die mich innerhalb eines Sekundenbruchteils packte. Und je mehr ich mich mit ihr zu beschäftigen begann, desto schneller nahm sie Gestalt an.

Viele dieser Ideen ließen sich dann nicht mehr verscheuchen. Und in einige verliebte ich mich. Das waren die gefährlichsten. Denn wer holde Gefühle entwickelt, der verdrängt die rationalen Argumente, weil sie eine Bedrohung für die emotionale Zuwendung sind. Einige Male konnte ich noch rechtzeitig die Reißleine ziehen, bei anderen bin ich in Dinge geraten, für die ich schwer bezahlen musste. Dies geschah sowohl im beruflichen als auch im privaten Umfeld, über beides werde ich ausführlich und möglichst ungeschminkt berichten.

Auch die Idee für dieses Buch entstand auf diese Weise. Im letzten Sommer wurde ich von *Weltwoche*-Chef Roger Köppel

aufgefordert, zum 1. August einen Essay über mein Verhältnis zur Schweiz zu schreiben. Da ich jedoch keine jener salbungsvollen, inhaltsleeren Traktate abliefern wollte wie bei Nationalfeiertagen üblich, lehnte ich ab. Dennoch setzte sich die Frage fest. Bald erkannte ich, dass ich diese Aufgabe nur ernsthaft angehen kann, indem ich gleichzeitig die Geschichte meiner Familie erzähle. Deshalb schrieb ich einen längeren Text mit persönlichen Einblicken. Ich erläuterte mein politisches und emotionales Verhältnis zur Schweiz auf der Basis der geschichtlichen Wurzeln meiner Existenz. Zu meiner Verblüffung erhielt ich auf diesen Artikel mehr Reaktionen als jemals zuvor auf eine meiner vielen öffentlichen Äußerungen. Häufig wurde mir zurückgespielt, dass mein Text »berührend« sei.

Einige Wochen später, als der Fluss dieser für mich ungewohnten Feedbacks noch immer nicht abrisst, war wieder mal eine Idee innerhalb des üblichen Sekundenbruchteils da: Ich würde eine Autobiografie schreiben. Ja, ich würde dieses Wagnis in Angriff nehmen. Und ich würde mich dabei auch der Kritik stellen, dass ich es aus bloßer Eitelkeit mache, weil eine solch persönliche Herangehensweise bei uns, anders als in den USA, noch weitgehend unüblich ist. Ich schob diese Vorbehalte zur Seite. Denn Geschichtsschreibung ist meiner Meinung nach auch ein Konvolut möglichst vieler subjektiver Berichte, die zusammen ein Bild einer bestimmten Epoche ergeben. Dazu möchte ich mit meinen Erfahrungen einen Beitrag leisten.

Seit Jahrzehnten beginne ich meine Talksendungen mit der Frage aller Frage, nämlich mit »Wer sind Sie?«. Nun habe ich den Blickwinkel gewechselt und mich gefragt, wer ich selbst bin. Zu meiner Verblüffung bin ich bei dieser eingehenden Introspektion auf viele Antworten gestoßen, die ich nicht erwartet habe.

Dieses Buch ist mein nächstes Projekt geworden, das mich während Monaten fasziniert und besetzt gehalten hat. Dafür bin ich dankbar. Jede neue Euphorie bedingt das Eintauchen in eine Aufgabe, die nicht aus der Wiederholung der Wiederholung besteht. Es ist das Aufstoßen von unentdeckten, spannenden Türen, hinter denen sich Überraschungen und unerwartete Einsichten verstecken. Es ist mit einem Wort das Beste, was einem passieren kann.

Autobiografien werden zumeist in einem streng chronologischen Ablauf geschrieben. Ich versuchte es mit einem etwas anderen Ansatz, der mir verheißungsvoller erschien. Zwar folge ich weitgehend den einzelnen Lebensstationen. Daneben erzähle ich aber einzelne Geschichten in einem thematisch gefassten Zusammenhang, losgelöst von ihrer zeitlichen Abfolge. Dies mag stellenweise verwirrend wirken, weshalb ich am Buchende sowohl einen chronologischen Ablauf als auch ein umfassendes Personenregister angefügt habe.

Roger Schawinski
Zürich, im Januar 2014

MEINE FAMILIE

Ich stand mit dem Mikrofon in der Hand im Rondell des Bürkliplatz-Pavillons am See. Umringt von einer beinahe unübersehbaren Menge, die unserem Aufruf zur Rettung von Radio 24 gefolgt war. Der Schweizer Popstar Polo Hofer heizte zuerst mit dem Radio-24-Lied ein, das es bis auf Platz 2 der offiziellen Schweizer Hitparade geschafft hatte und das deshalb auch von unserem großen Konkurrenten DRS 1 gespielt werden musste. Es war der 5. Januar 1980, und ich hielt, ohne Manuskript, eine Brandrede, die in der Aussage gipfelte, dass die Regierungen von zwei Ländern – der Schweiz und Italien – gegen uns kämpften, nicht aber die Bewohner dieser beiden Nationen. Immer wieder wurde ich von der emotional aufgeputschten Menge mit »Roger, Roger«-Rufen unterbrochen, was ich mit ungelassenen Bewegungen einzudämmen versuchte. Irgendwie ahnte ich schon in jenem Moment, dass mir diese unerhörte Heldenverehrung von den Journalisten auch viele Jahre später nicht verziehen würde. Etwas Einmaliges entwickelte sich vor meinen Augen, über das ich keine Kontrolle zu haben schien. Mir schossen die Worte meines Vaters über die Gefährlichkeit von aufgeladenen Menschenmassen durch den Kopf, und dass ich mich von solchen Anlässen fernhalten sollte. Und dass es für Leute, wie wir es waren, besser sei, sich nicht in den Vordergrund zu drängen. Und nun war ich nicht nur dabei, sondern – viel schlimmer – verantwortlich für alles und jedes.

Beginnen will ich die Suche nach mir jedoch viel früher: Eines Abends verkündete ich als Vierjähriger, dass ich erst um zehn Uhr zu Bett gehen werde, zwei Stunden später als üblich. »Kein Problem«, sagte mein Vater. Er setzte sich an den kleinen, runden Tisch im Wohnzimmer, damit wir unser Kartenspiel aufnehmen konnten. Um neun Uhr begann ich zu gähnen, um halb zehn bettelte ich inständig, ins Bett gehen zu dürfen. »Du hast gesagt bis zehn. Also bleibt es dabei. Ein Mann, ein Wort.« Ich konnte meine Augen kaum noch offen halten. »Lass ihn doch endlich schlafen gehen«, bat meine Mutter. »Sieh dir nur dieses arme Kind an.« Doch mein Vater wollte nichts davon wissen. Endlich, nach längerem Gezerre, gab er nach, und ich wankte übergücklich ins Bett. Damit war das leidige Thema Aufbleiben abgehakt.

In der ersten Klasse rebellierte ich eines Abends: »Nein, ich werde meine Hausaufgaben nicht machen, mir stinkt es.« Mein Vater blieb ungerührt. »Das musst du auch nicht. Dann wirst du eben Müllmann. Das ist ein wertvoller Beruf für unsere Gesellschaft. Ohne solche Leute funktioniert unser Leben nicht.« Stunden später sah er in meinem Zimmer Licht. Ich saß am Schreibtisch, vor mir mein Schulheft. Fragend blickte mich mein Vater an. »Ich will nicht Müllmann werden«, sagte ich stockend.

Die Erziehungsmethoden meines Vaters waren eben anders. Er übte nie Druck aus, wie es in anderen Familien üblich war. Sein psychologisches Einfühlungsvermögen ließ ihn eine andere pädagogische Richtung einschlagen. Deshalb behandelte er mich von Kindesbeinen an als vernunftbegabte Person, die nicht mit Zwang, sondern mit Einsichten auf den richtigen Weg gebracht werden sollte, was zu einem Reifeprozess führte, der es später auch nicht nötig machte, gegen meine Eltern zu rebellieren.

1958 hatte ich als Dreizehnjähriger mit knapper Not und nur

dank der mündlichen Prüfung die Aufnahme ins Gymnasium geschafft und schrieb in der anspruchsvollen Probezeit gute Noten. Dann begann im Juni die Fußball-Weltmeisterschaft in Schweden. Zu jener Zeit hatten wir zu Hause noch keinen Fernseher. Aber auf der gegenüberliegenden Straßenseite war das Café Kef, in dem sich jeden Abend ein größeres Publikum versammelte, um sich die zwei in körnigen Schwarz-Weiß-Bildern übertragenen Spiele anzusehen. Ich setzte mich immer dazu und versuchte, möglichst lange an der einen Cola, die ich mir gerade leisten konnte, zu nippen. Doch durch die überlangen TV-Stunden geriet die Schule in den Hintergrund, und meine Noten wurden immer schlechter. Als mein Vater mich einmal darauf ansprach, antwortete ich ihm: »Das Gymi kommt jedes Jahr. Die Weltmeisterschaft hingegen nur alle vier Jahre. Also ist doch klar, was wichtiger ist.« Als ich darauf prompt aus der Schule flog und meine Mutter mich zu trösten versuchte, hörte ich von meinem Vater nicht den geringsten Vorwurf. »Der Bub ist einfach noch nicht reif fürs Gymnasium«, meinte er ungehört zu meiner Mutter – und hatte damit absolut recht.

Jahre später überdachte ich mein damaliges Verhalten und kam zum Schluss, dass ich nicht bloß unvernünftig gehandelt hatte. Nein, ich hatte bewusst Prioritäten gesetzt. Den siebzehnjährigen brasilianischen Wunderstürmer Pelé live erleben zu dürfen, hat mich über alle Maßen inspiriert und ist mir unvergesslich geblieben. Und die Geschichte mit der Schule war eine Lektion, die mich ebenfalls bereichert hat. Ich erfuhr, dass jedes Verhalten Konsequenzen hat und man bereit sein muss, sie zu tragen. Es war meine erste schwere Niederlage, auf die viele andere und noch viel schwerwiegendere folgen würden. Und jede einzelne hat mich in irgendeiner Form weitergebracht.

Mit fünfzehn verkündete ich, dass ich nun alles begriffen habe und von meinen Eltern keine Vorschriften mehr akzeptieren werde. Mein Vater nahm dies gelassen hin. Er hatte

genügend Selbstbewusstsein, um dies nicht als Zurückweisung zu interpretieren, sondern als weiteren Schritt auf meinem Weg ins eigenständige Leben, auf dem noch viele Stolpersteine auf mich warten würden. Und natürlich war er dennoch immer für mich da, wenn ich ihn brauchte.

So auch kurz darauf, als ich in der Handelsschule aufgrund von mangelndem Interesse und wegen ungenügender Leistungen beinahe der Schule verwiesen wurde. »Du musst die Schule nicht fertig machen«, erklärte mir mein Vater. »Wie wäre es mit einer Banklehre? Ein Bekannter von mir ist Besitzer einer Bank. Ich stelle ihn dir vor.«

Also besuchten wir zusammen die kleine Privatbank, und ich erlebte zum ersten Mal die Atmosphäre eines muffigen Dienstleistungsbetriebs mit Leuten, die an ihren Arbeitstischen klebten, um irgendwelche Papiere zu bearbeiten. Das behagte mir überhaupt nicht, nein, hier fühlte ich mich nicht wohl. Im Vergleich dazu wirkte die Schulbank plötzlich wieder viel attraktiver. Einige Tage danach rief mich unser Klassenlehrer, der kleine und übergewichtige Herr Unterwegner zu sich, den wir als Lehrer für Stenografie (dreisprachig!) und Schreibmaschine allesamt nicht ernst nahmen. »Du bist nicht fähig für diese Schule«, kanzelte er mich ab. »Solche Leute wie dich können wir hier nicht gebrauchen. Es ist wohl besser, wenn du irgendwo eine Lehrstelle annimmst.« Seine Tirade schien kein Ende zu nehmen und ich spürte, wie die Wut in mir hochkroch. Am Abend berichtete ich meinen Eltern von diesem grässlichen Vorfall. Dies nahmen sie interessiert, aber ohne besondere Reaktion zur Kenntnis. »Ich werde es diesem Idioten zeigen. Solche Beleidigungen akzeptiere ich nicht von diesem Typen.« Daraufhin veränderte sich meine Haltung zur Schule schlagartig, und mein nächstes Zeugnis zeigte ein erfreuliches Bild. Und von da an geriet ich nie mehr in Schwierigkeiten.

Jahre später gestand mir mein Vater, dass er meinen Klassenlehrer angestiftet habe, mich auf diese rüde Art zu provozieren. Der habe erst nach einigem Zögern zugestimmt. Dies sei die einzige Methode gewesen, die ihm als Vater eingefallen sei, um mich aufzurütteln. »Das hätte aber ins Auge gehen können«, warf ich ein. »Es war eben ein Risiko«, antwortete er. »Du warst aufmüpfig und wenig autoritätsgläubig. Auch kannte ich deine schlechte Meinung über deinen Klassenlehrer. Natürlich hoffte ich auf diese Reaktion, aber sicher war ich mir nicht. Ja, es hätte auch ganz anders ausgehen können.«

Meine Großeltern reisten genau vor 100 Jahren vom polnischen Kutno in die Schweiz, um so der quälenden Armut und dem virulenten Antisemitismus zu entfliehen. Der ältere Bruder meines Großvaters, der einige Jahre zuvor nach Basel gekommen war und sich dort schon recht gut eingelebt hatte, wollte seine ungebildeten, mittel- und orientierungslosen Verwandten nicht in seiner Nähe und empfahl ihnen, ins ferne Chur aufzubrechen, um sich dort eine Existenz aufzubauen. Zwei Jahre später wurde mein Vater geboren. In ihrer kargen Wohnung im damaligen Churer Armeleutenviertel an der Lukmaniergasse 6 musste die Familie in den ersten Jahren viele Entbehrungen auf sich nehmen, vor allem, als mein Großvater verstarb, nachdem er von einem Auto angefahren worden war und sich von seinen Verletzungen nicht mehr erholte. Eine Versicherung, die zahlte, gab es nicht. Deshalb wollten die Behörden meiner Großmutter, die kein Deutsch sprach, sich schriftlich nicht ausdrücken konnte und keinen Beruf erlernt hatte, die fünf Kinder wegnehmen, weil sie offensichtlich nicht für diese sorgen könne. Dagegen setzte sich die kleine Frau resolut zur Wehr, obwohl es für solche Fälle damals keine Sozialhilfe gab. Unterstützt wurde sie von ihrem noch nicht

volljährigen ältesten Sohn, der die Verantwortung für die Familie übernahm, in der sich jeweils zwei Kinder ein Bett teilen mussten.

In der Rückschau erscheint dieser Verlauf der Ereignisse – mit Ausnahme des frühen Todes meines Großvaters – als eine unglaubliche Verkettung glücklicher Umstände. Denn nur wenige Wochen nach der Bahnreise in die Schweiz brach der Erste Weltkrieg aus und alle Grenzen wurden geschlossen. Eine spätere Ausreise aus Polen wäre unmöglich gewesen. Und das gewählte Reiseziel Schweiz war 25 Jahre später das einzige Land in Mitteleuropa, das nicht von Hitler überrannt wurde und wo die Juden nicht in Viehwagen in die Vernichtungslager geschickt wurden. In Polen wären mein Vater und seine unmittelbare Familie umgebracht worden, so wie der verbliebene Teil der Verwandtschaft. Und ohne die Reise in die Schweiz wäre ich im Juni 1945, nur einen Monat nach Kriegsende, nicht im unversehrten Zürich geboren worden. So verdanke ich meine Existenz und alles, was ich später erleben durfte, einer ganzen Reihe von glücklichen Zufällen. Und vor allem der Schweiz.

Mein Vater Abraham, der von allen Abri gerufen wurde, war ein hervorragender Schüler. In der ersten Klasse des Lehrers Mettier in Chur holte er sich jeweils eine 6 in Fleiß, Betragen und, wie man das damals nannte, Ziffernrechnen, nur etwas weniger gut waren seine Leistungen im Lesen, in der Sprache, im Schönschreiben und im Kopfrechnen.

Einer seiner Klassenkameraden erzählte viele Jahrzehnte später folgende Geschichte: »Ich wurde von den größeren Buben in unserer Klasse immer gehänselt und drangsaliert. Da hat mir Abri eines Tages gesagt: ›Du musst keine Angst haben, ich helfe dir.‹ Das hat mich riesig gefreut, aber glauben konnte ich es nicht. Als die Burschen am nächsten Tag wieder

gegen mich loszogen, hat sich der kleine, quirlige Abri angeschlichen, die beiden Burschen von hinten in die Kniekehlen getreten und ist dann wie ein Wirbelwind zur Storchengasse gerannt. Die Burschen ließen sofort von mir ab und verfolgten Abri, doch sie erwischten ihn nicht. Nach diesem Zwischenfall hat das Schikanieren ein Ende gefunden.« Ich war gerührt, als ich diese Geschichte hörte. Anderen Menschen beizustehen war offenbar von frühester Jugend an ein großes Anliegen meines Vaters, deshalb träumte er wohl davon, Arzt zu werden. Aber natürlich gab es dafür keine Möglichkeit, weil die finanziellen Mittel für eine lange Ausbildung fehlten. Also begann er eine Lehre als Schneider, obwohl er diesem Beruf nichts abgewinnen konnte. Das brachte die paar dringend benötigten Franken in die Familienkasse.

Nach dem Tod meines Großvaters verließ die Familie Chur, lebte einige Jahre in Baden, um dann nach Zürich an die Ernastrasse im Kreis 4 zu ziehen. Diese enge Wohnung wurde während der folgenden Jahrzehnte das Zentrum der Familie. Jeden Samstagnachmittag pilgerten wir alle dorthin, um die Ereignisse der Woche zu besprechen. Nicht nur die vier Söhne und die eine Tochter waren da, sondern ihre Ehepartner und ihre Kinder, meine vielen Cousinen und mein Cousin Rolf. Noch heute ist es für mich ein Rätsel, wie wir alle in diesen klitzekleinen Raum gepasst haben, aus dem die Hauptperson, unsere Omama, bald in ihre kärgliche Küche flüchtete, um sich dem Getöse zu entziehen, während wir uns auf die Köstlichkeiten stürzten, die sie für uns zubereitet hatte. Da gab es nicht nur Backwaren nach alten Rezepten, sondern auch eingelegte Gurken nach polnischer Art, die sie lange auf ihrem Balkon lagerte. Dieses wöchentliche Ritual schweißte unsere Familie auf wundersame Weise zusammen und vermittelte allen ein Gefühl von Heimat.

Meine Omama hatte in jenen Jahren kein eigenes Einkommen und musste von ihren Söhnen finanziell unterstützt werden, was jeder nach seinen Möglichkeiten tat. Auch im hohen Alter war sie eine resolute Frau, die sich durch ein hartes Leben hatte kämpfen müssen. Deshalb ermahnte sie meinen Vater, wenn er mit seiner monatlichen Zahlung von 80 Franken wieder einmal in Rückstand geraten war, weil die Geschäfte gerade nicht so liefen, wie er es sich wünschte. Das ließ sie nicht gelten. Diesen unmissverständlichen Ermahnungen seiner Mutter versuchte mein Vater zu entgehen, denn er kannte seine Pflichten als Sohn. Meine klein gewachsene Omama hatte über das Alter von 70 hinaus pechschwarze Haare, führte ihren eigenen Haushalt bis 93 und verstarb mit 96 Jahren.

Schon früh begann sich mein Vater mit Psychologie zu beschäftigen und schleppte immer neue Fachbücher an. Er engagierte sich bald in der Coué-Bewegung. Der Begründer der bewussten Autosuggestion, der französische Arzt Émile Coué aus Nancy, hatte es ihm angetan. »Es geht mir mit jedem Tag in jeder Hinsicht besser und besser«, war das Mantra dieser Lehre, das mein Vater unablässig zitierte. Er leitete Gruppen-Entspannungsübungen, die jeweils mit den Worten begann: *»I möcht Sie bitte, d’Auge zschlüsse.«* Es war eine Form der Meditation, bevor dieses Wort Mode wurde. Bald hielt mein Vater öffentliche Vorträge in mehreren Städten und wurde sogar Präsident des Vereins, obwohl ihm administrative Aufgaben und feste Strukturen nicht im Geringsten entsprachen.

Überall war er als Frohnatur beliebt, als Witzereißer und Sympathieträger. Jüdische Vereine engagierten ihn für ihre Festabende als Conférencier. An den damals in vielen Lokalen durchgeführten »Jekami«-Abenden – eine Art Castingshows – trat er in der halben Schweiz mit einer eigenen Nummer auf und holte dort meist den zweiten Preis. Sehr oft hörten wir ihn

am Abend schon von Weitem, wie er laut singend das Haus betrat. »Dies ist der schönste Tag in meinem Leben«, war eines seiner Lieblingslieder, mit denen er unsere Dreizimmerwohnung zu unserer großen Freude betrat.

Mitgliedern seiner Coué-Vereinigung stellte er sich auch für Einzelsitzungen zur Verfügung, für die er nie Geld nahm. »Das sind Leute mit Problemen, da kann ich sie doch nicht noch bezahlen lassen«, beschied er meiner Mutter, die mit einem knappen Haushaltsbudget auskommen musste. Die Idee, diese Tätigkeit zu seinem Hauptberuf zu machen, wies er von sich. Nein, er wolle Menschen helfen, mehr nicht. Deshalb sprang er auch immer ein, wenn ihn Dr. Ott zu Hilfe rief, der neben unserer Parterrewohnung eine Arztpraxis betrieb. Wenn dieser bei einem psychisch besonders schwierigen Patienten nicht mehr weiterwusste, übernahm der Textilvertreter Abri Schawinski.

Im Gegensatz zu meiner zwei Jahre jüngeren Schwester Jacqueline hielt ich Distanz zur Coué-Welt, was meinen Vater nicht zu stören schien. Er machte jedenfalls keinen ernsthaften Versuch, mich für seine Sache zu gewinnen. Erst viel später fiel mir auf, wie stark ich trotz meiner Ablehnung – die wohl eine bewusste Abgrenzung war – von diesem Gedanken gut geprägt worden war. So war es folgerichtig, dass Jimmy Cliffs Song *You can get it if you really want* nicht nur zum Leitmotiv meines Radiosenders, sondern auch meines Lebens wurde. In diesem Song lautet die zweite, wohl noch entscheidendere Zeile: *You must try, try and try, you'll succeed at last*. Eigentlich ist dies Coué pur.

Geld war bei uns immer knapp, denn mein Vater hatte kein geregeltes Einkommen. Auch war er als Lebenskünstler kein verbissenes Arbeitstier, sondern setzte sich bei schönem Wetter gerne einmal auf eine Bank am See in die Sonne und ließ